

but bread/club wheat (*Triticum aestivo-compactum Schiem.*) occurs only at Rössen and Michelsberg sites. Some plant finds are very rare; there is only one lentil seed (*Lens culinaris Med.*) from a Linear Pottery site. Also one seed of poppy (*Papaver setigerum*) was found at a Linear Pottery site. Castelletti and Stäuble did analyses of the charcoal remains from seventeen Neolithic sites; nine of them belong to the Linear Pottery culture. Their purpose was to analyze the types of firewood used, the vegetation history of the area and how humans influenced the environment. *Pomoideae*, oak, elm and ash are the major wood types at Linear Pottery sites.

M. L. van der Plas and L. van der Plas studied changes in the composition of pottery from the Middle Neolithic until the Late La Tène period. It is interesting that bone temper is characteristic for the Middle Neolithic. Wagner and Lorenz did thermoluminescence dating of Linear Pottery sherds from Lamersdorf. The nine dates range from 6400 to 7840 b.p.

In summary, this well produced book is an excellent addition to central European Neolithic studies. It will disappoint some archaeologists, since there are no breathtaking generalizations about artifacts. This publication contains results of analyses which are of a high standard and reflect superb research.

USA—Buffalo, NY 14261-0026

Sarunas Milisauskas
State University of New York
Department of Anthropology

IMMA KILIAN-DIRLMEIER, Das mittelbronzezeitliche Schachtgrab von Ägina. Mit einem Beitrag von Sotiris K. Manolis und Anastasios A. Neroutsos. Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Forschungsinstitut für Vor- und Frühgeschichte. Kataloge Vor- und Frühgeschichtlicher Altertümer, Band 27. Alt-Ägina Band IV,3. Herausgegeben von Hans Walter und Elena Walter-Karydi. Verlag Philipp von Zabern, Mainz 1997. DEM 150,— (€ 76,69). ISSN 0076-175X, ISBN 3-8053-1992-4. 181 Seiten mit 91 Abbildungen, 3 Tabellen und 26 Tafeln.

I. Kilian-Dirlmeier veröffentlicht in dem zu besprechenden Band ein 1982 überraschend entdecktes, vor der Stadtbefestigung von Alt-Ägina gelegenes ungeplündertes Schachtgrab der Mittleren Bronzezeit. Verf. konnte glücklicherweise im Sommer 1991 das Fundmaterial im Museum von Ägina zeichnen und studieren. Im Winter desselben Jahres wurde in das Museum eingebrochen, offenbar ein größerer Teil der Beigaben gestohlen; im Text wird leider nirgends genau angegeben, welche Stücke verloren sind. Das Museum blieb seitdem aus Sicherheitsgründen geschlossen, so daß eine spätere Revision der Funddokumentation nicht mehr möglich war.

Die Gliederung des Werkes befremdet: Zunächst diskutiert Kilian-Dirlmeier die Beigaben des Schachtgrabes (S. 13 ff.; auf S. 13 dazu summarische Auflistung des Befundes), während die Beschreibungen der topographischen Situation und des Grabbaues selbst samt der Lage der Beigaben erst S. 67 ff. nachgeschoben werden. Überraschenderweise finden sich ein Übersichtsplan der Siedlung, der Steinplan der Umgebung des Schachtgrabes, ein nicht sonderlich überzeugender, da oberflächlicher Grabplan (es ist unmöglich, die genauen Fundplätze der Tongefäße zu lokalisieren), Ansichten der Grabwände und leider schematisierte Schnitte durch das Grab jedoch in dem ersten (d.h. dem Beigaben-) Abschnitt. Das Kapitel „Die Grabanlage“ bietet da-

gegen nur äußerst schematische Pläne und Rekonstruktionsversuche. Da die Verf. bei der Ausgrabung selbst nicht anwesend war, kann ihr die lückenhafte Dokumentation kaum angelastet werden. Das geschilderte Durcheinander aber, das ein ständiges Hin- und Herblättern nötig macht, hätte sich sehr einfach durch Umstellen der beiden Textpartien vermeiden lassen. Zudem wäre dem Leser durch einen dergestalt logisch-didaktischen Textaufbau die Lektüre wesentlich erleichtert worden.

Das Schachtgrab (Innenmaße: 2,60 m × 1 m) lag außerhalb der Siedlung (Periode IX nach H. Walters Zählung), unmittelbar vor der (Vor-)Stadtmauer, vermutlich in der Nähe einer nicht erhaltenen Toranlage, also an prominenter Stelle (bei Kilian-Dirlmeier wird aus dem hypothetisch erschlossenen Tor sehr bald das Haupttor). Das Grab wurde in gleicher Höhe wie der Fuß der Stadtmauer (leider schematisierter Schnitt: Abb. 35) auf dem geglätteten gewachsenen Felsboden errichtet. Die Grabwände waren aus Bruchsteinen im Lehmverband aufgemauert; ein Sims in rund 80 cm Höhe diente als Lager der Grabdecke. Phantasie bleiben die Vermutungen (S. 68 ff.) zu Aufbahrung, Zurschaustellung der Beigaben und Bestattungsritus – Kilian-Dirlmeier geht hier von Ritualen späterer Perioden (etwa der geometrischen Phase) aus, die sie ohne nähere Begründung auf die mittelhelladische Zeit überträgt. Grundsätzlich sollten in einer Grabungspublikation Befund von Interpretation, Hypothesen und Spekulationen strikt getrennt und nicht, wie hier, bunt gemischt werden. Ob zunächst ein Tumulus angeschüttet wurde, bleibt ebenfalls Hypothese (Abb. 35; 37).

In einer späteren Bauphase ist das Gelände dann durch eine Bastion, die den Bereich des Schachtgrabes umschließt, verändert worden. Sie sollte offensichtlich die Befestigungsanlagen verstärken. Nicht deutlich geworden ist dem Rez., wie sich die Verf. die Erscheinung des Grabes nach diesem Umbau vorstellt: War es überhaupt noch sichtbar? Lassen sich Aussagen über den zeitlichen Abstand zwischen Grablege und Umbau treffen? Wenig nachvollziehbare Spekulationen über diese Umbauphase als „neuem Konzept von Tod und Verpflichtungen den Toten gegenüber“ (S. 81), „Veränderungen der sozialen Organisation, insbesondere der Machtausübung“ (S. 82), während wenig später dann hierin „kein Anzeichen für einen revolutionären Umsturz“ (ebd.) zu sehen sei, sind ebenso oberflächlich wie unbegründet und verstellen als beliebige Gemeinplätze den Weg zu einer fundierten kulturgeschichtlichen Interpretation.

Der Tote, mit angezogenen Beinen auf dem Rücken liegend, war mit Waffen, Bronzegerät, einem goldenen Diadem und Keramik beigesetzt. Die Grabbeigaben entsprechen in Pracht und Zahl dem ungewöhnlichen Bestattungsplatz und dem aufwendigen Grabbau. Unter ihnen ragt ein Langschwert des im minoischen Raum entwickelten Typus A (nach Karo und Sandars; vgl. I. KILIAN-DIRLMEIER, PBF IV 12 [Stuttgart 1993] 19 Nr. 39 Taf. 7,39), das sich durch Elfenbeinknauf und Knaufmanschette aus Goldblech auszeichnet, heraus. Unbrauchbar ist die Abbildung 10, die zur Illustration der Entwicklung des Nietschemas dienen soll: Die Verf. differenziert nicht genau zwischen Dolch und Schwert (vgl. S. 16) und gibt in der Abbildungsunterschrift nicht einmal die Fundorte der relevanten Stücke an.

Die Lanzenspitze des Grabes gehört den früher nur vom griechischen Festland, den Ionischen Inseln und aus Albanien bekannten Typen mit Schaftschuh an, deren Verbreitung inzwischen durch Neufunde aus Kreta, aus dem Quartier My von Mallia und Myrtos-Pyrgos (dort sogar eine Gußform), eine erstaunliche Ausweitung erfahren hat. Die Form scheint demnach in verschiedenen lokalen Werkstätten produziert worden zu sein.

An weiteren Bronzen sind ein Griffplattendolch, zwei Messer sowie ein zungenförmiges Rasiermesser minoischer Tradition (C. WEBER, PBF VIII 5 [Stuttgart 1996] 73 ff. Nr. 90A) zu nennen, das sich durch den Goldbeschlag des Griffes und zwei plastische Appliken in Form von Eberprotomen an den Schulterecken, gleichfalls aus Gold, auszeichnet. Hinzu kommen

sechs Pfeilspitzen aus Obsidian. Auffälliges Merkmal der gesamten Veröffentlichung ist eine nur schlecht nachvollziehbare Ungleichmäßigkeit der Diskussion der Fundstücke: Schwert, Dolch und Rasiermesser werden recht kurz abgehandelt, Lanzenspitze, ein Griffplattenmesser und die Pfeilspitzen unter Auflistung aller Parallelen. Die vorzügliche Materialkenntnis der Verfasserin, dies sei bei aller Einzelkritik betont, steht außer Frage.

Unter den Metallfunden ist schließlich ein 45 cm langes goldenes Diadem zu nennen, für dessen Typus sich zahlreiche mittelhelladische Parallelen wie auch solche aus SH I heranziehen lassen. Ob derartige Diademe tatsächlich schon zu Lebzeiten getragen wurden, muß zumindest angesichts der sehr feinen Endösen des äginetischen Stückes offen bleiben (anders S. 54; vgl. S. 70). Das „kräftige“ (was heißt das konkret?) Goldblech allein bietet kein schlüssiges Argument für eine solche Verwendung, und auch die antike Flickung an einem Beispiel aus Asine kann dafür nicht zweifelsfrei herangezogen werden: Flickungen an toreutischen Arbeiten gehen keineswegs immer auf Gebrauch, sondern vielfach – an Metallgefäßen leicht ablesbar – auch auf Fehler während des Treibprozesses zurück.

Besondere Beachtung verdienen zahlreiche Teile eines Eberzahnhelmes, die Kilian-Dirlmeier in einer sehr präzisen Analyse vorstellt und zu einem Helmbesatz rekonstruiert (S. 35 ff. Abb. 18), wobei die außerordentlich lichte Anordnung der Eberzahnlamellen auf der Lederkappe auffällt. Die Verf. bezieht in die Diskussion auch das außerägäische Fundmaterial, etwa aus den Gräbern von Mariupol, ein. Das Ergebnis, daß nach Aussage der Funde eine Entstehung des Helmtypus auf dem griechischen Festland, nicht auf der Insel Kreta, wahrscheinlich sei, überzeugt. Den Text begleitet ein umfangreicher Katalog von Funden ägäischer Eberzahnlamellen, ergänzt durch zwei Verbreitungskarten. Hier macht sich wiederum eine merkwürdige Flüchtigkeit und Inkonsistenz der Bearbeitung deutlich: Zunächst wäre zu fragen, ob denn tatsächlich jede Eberzahnlamelle als Helmtteil identifiziert werden muß oder ob nicht gelegentlich auch andere Verwendungen, z. B. als Schmuck, denkbar sind. Daß die Verf. sich der Problematik bewußt war, wird man gern glauben; nur macht sie ihre Position leider nicht deutlich. Unhandlich und im Aufbau nicht durchdacht ist die Liste der Parallelen selbst (S. 40 ff.): Man kann einen Fund aus dem Alten Palast von Phaistos kaum unter der Überschrift „Aus Siedlungen, mittelhelladische Schichten“ einordnen; die Fundliste gliedert sich dann weiter in Gräber mittelhelladischer Zeit einschließlich der Schachtgräberzeit, Tholosgräber, Kammergräber, späthelladische Siedlungen. Angesichts des weiten Zeitraumes wäre eine chronologische Aufschlüsselung, die etwa für den kretischen Raum eine Differenzierung zwischen SM I und den Stufen intensiveren mykenischen Kultureinflusses in SM II und SM III A von vornherein ermöglicht hätte, sinnvoll gewesen. In den Karten Abb. 22 und 23 wird dies gleichfalls nicht versucht.

Unter der Keramik finden sich mehrere lokale mittelhelladische Gefäße neben kykladischen Importen und einem in MM II datierbaren Brückenskyphos der Kamaresgattung. Der Verf. war es wegen des Einbruchs in das Museum im Winter 1991 nicht möglich, das gesamte keramische Inventar zu dokumentieren.

Die beiden folgenden Kapitel der Arbeit dienen dem Ziel, den kulturgeschichtlichen Hintergrund des äginetischen Schachtgrabes zu bestimmen. Zunächst stellt Kilian-Dirlmeier „Hervorgehobene Bestattungen der Mittleren Bronzezeit in der Ägäis“ zusammen: Über den Standard der üblichen bescheidenen mittelhelladischen Bestattungen ragen manche Schachtgräber und Tumuli bereits aufgrund ihrer architektonischen Merkmale heraus (vgl. auch Abb. 68), ohne daß sich eine klare Präferenz für bestimmte genauer definierbare Formen ergäbe; auch die topographischen Bezüge wirken uneinheitlich: Intramurale Bestattungen (Theben) stehen neben extramuralen Gräbergruppen (z. B. Marathon). Die Beigaben, soweit die Gräber nicht

geplündert oder gestört waren, erlauben keine eindeutigen Aussagen zum Beigabenritus: In Marathon, Hügel I, Grab 1 kontrastiert der architektonische Aufwand deutlich mit den wenigen Keramikbeigaben. Dem Grab von Ägina läßt sich in der Beigabenzusammensetzung daher nur eine Bestattung aus Theben (M. KASIMI-SOUTOU, Arch. Deltion 35A, 1980, 88 ff.) zur Seite stellen: Schwert, Lanze, Pfeil und Bogen (Kriegs- oder Jagdwaffe?), dazu der Eberzahnhelm entsprechen einander und belegen so ein vermutlich in der Antike weiter verbreitetes Grundmuster der Grabausstattung der Führungsschicht. Im anschließenden Kapitel „Das Schachtgrab von Ägina und sein Umfeld“ reflektiert die Verf. über die Rolle von Grabsitten der Führungsschicht, von „Zentralorten“ und deren Funktion im Austausch zwischen den ägäischen Regionen. Die Ergebnisse bieten wenig Neues und bleiben eher unverbindlich bis banal. Was soll man etwa von der Aussage „Schiffsverkehr und Warentransport findet in der Ägäis nicht nur – und auch nicht bevorzugt – zwischen Siedlungen mit hervorgehobenem Grab statt“ (S. 114) halten?

Ganz gewiß zustimmen wird man der abschließenden Feststellung, daß die mittelhelladischen Führungsschichten andere Statussymbole und andere Formen der Repräsentation (gerade im Grabbrauch) benutzten als jene, die in der minoischen Palastkultur Kretas gepflegt wurden (S. 120 ff.). Daß aufstrebende Führungsschichten den Kontakt mit einer handwerklich wie künstlerisch überlegenen Hochkultur suchen, stellt ein aus der geschichtlichen Entwicklung nicht nur des Altertums wohlbekanntes Phänomen dar. In der bronzzeitlichen Ägäis ergab sich für die Regionen des griechischen Festlandes wie für die Inselwelt eine Intensivierung der Kontakte und damit die Möglichkeit zur Akkulturation an minoische Kultur- und Lebensformen zusätzlich durch die maritime Expansion Kretas, die – zur Sicherung von Handelsverkehr und Seerouten – bereits in mittelminoischer Zeit einsetzte, um dann in der beginnenden Spätbronzezeit noch erheblich an Dynamik zu gewinnen. Die Reduktion des Warenaustausches auf die Dominanz des Metallhandels (S. 120) darf jedoch mit einem Fragezeichen versehen werden: Minoische Präsenz ist am besten faßbar in Regionen der Ägäis, die über keine Metallvorkommen verfügen (man denke nur an Messenien oder die Argolis).

Dankbar ist der Leser schließlich für den Anhang, in dem Funde kykladischer und minoischer Keramik aus den alten Grabungen – Funddatum wie genauer Fundplatz scheinen durchweg unbekannt – aufgelistet werden, da sie die Außenverbindungen der Insel Ägina während der Mittleren Bronzezeit illustrieren. Leider fehlt eine wirklich stringent durchgeführte Auswertung. Die Subsumierung der mittelminoischen Feinkeramik unter der Überschrift „Barbotine“ (S. 136 ff.) beruht wohl auf einem Versehen. Schwerer wiegt, daß kein Versuch näherer chronologischer Eingrenzungen unternommen wird.

Außerordentlich überrascht hat Rez., daß es Verf. unterläßt, das äginetische Schachtgrab in den größeren Kontext der Waffengräber der spätbronzezeitlichen Ägäis zu stellen. Bekanntlich begegnen ab der Phase SM II, d.h. zur Zeit eines verstärkten festländisch-mykenischen Kultureinflusses, auf der Insel Kreta Schacht- und Kammergräber, deren Waffenausstattung mit Schwertern, Lanzenspitzen, bronzene Gerät, Metallgeschirr etc. zeitgleiche Parallelen im mykenischen Raum besitzt und zugleich an Gebräuche der Schachtgräber von Mykenai erinnert. In den letzten Jahren hat sich eine rege Diskussion um die Herkunft der Grabsitte entwickelt, an der auch die Verf. teilgenommen hat (Jahrb. RGZM 32, 1985, 196 ff.). Sie hat versucht, für die spätminoischen Beigabensitten lokale kretische Vorläufer nachzuweisen. Die Befunde aus Theben und Ägina sollten Anlaß sein, derartige Konzeptionen noch einmal zu überdenken.

Noch ein letzter Punkt sei angesprochen: Auf Seite 122 wird das Verhältnis minoischer Palastkultur zum griechischen Festland und zu den Inseln in den Kategorien eines Zentrum-

Peripherie-Modells beschrieben; Kilian-Dirlmeier folgt hierin A. SHERRAT (Journal European Arch. 1, 1993, 1 ff.), dessen Artikel bereits in der Titelfrage „What would a Bronze-Age world system look like?“ wie im gesamten Text eine ahistorische Naivität offenbart, die sich selbst entlarvt. Dieses Theoriemodell, in der Soziologie der siebziger Jahre von I. WALLERSTEIN (The modern world-system [New York 1974]) entworfen, um die Ursprünge kapitalistischer Wirtschaftsformen, des kapitalistischen „Weltsystems“, das auf der Ausbeutung der Peripherien durch ein dominantes Zentrum beruht, analytisch zu definieren, ist vor allem in der angelsächsischen archäologischen Theoriediskussion wiederholt auf seine Anwendbarkeit überprüft worden (vgl. etwa grundlegend E. M. SCHORTMAN/P. A. URBAN, Current Anthr. 35, 1994, 412 ff. und neuerdings P. N. KARDULIAS [Hrsg.], World-Systems Theory in Practice: Leadership, Production and Exchange [New York, Oxford 1998]). Ob das Modell für die Geschichte der Neuzeit Einsichten vermittelt, müssen die zuständigen Spezialisten entscheiden. Daß es für die Archäologie (die eine Vielfalt kultureller Erscheinungsformen – und eben kein einheitliches System – untersucht, die sich dazu seit langem eines sehr viel differenzierteren methodischen Instrumentariums bedient, um Prozesse kultureller Interaktion, Prozesse von Rezeption, Adaption und Akkulturation zu umschreiben) keinen Erkenntniszuwachs bringt, sondern bestenfalls beliebige Schlagworte produziert, sollte inzwischen deutlich geworden sein – und dies wird auch in der vorliegenden Arbeit nicht nur an dieser Stelle offenbar. Eine sinnstiftende kulturgeschichtliche Deutung entsteht so nicht.

In einem Anhang veröffentlichen S. K. Manolis und A. A. Neroutsos ihre anthropologische Untersuchung des Skelettes: Es handelt sich, wie nicht anders zu erwarten, um einen männlichen Toten, der allerdings nur ein Alter von etwa 22–26 Jahren erreicht hat. Die Körpergröße ließ sich auf etwa 1,73 m berechnen. Verheilte Verletzungen am rechten wie am linken Oberschenkel wurden beobachtet, dazu Anzeichen einer Anämie, die aber wohl nicht zum Tode geführt hat. Die Todesursache bleibt offen.

D-55099 Mainz

Hartmut Matthäus
Johannes Gutenberg-Universität
Sonderforschungsbereich 295

BIRGITTA EDER, Argolis, Lakonien, Messenien. Vom Ende der mykenischen Palastzeit bis zur Einwanderung der Dorier. Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Veröffentlichungen der Mykenischen Kommission, Band 17. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1998. DEM 116, – (€ 59,31). ISBN 3-7001-2736-7. 236 Seiten mit 25 Abbildungen.

Mit ihrem provokanten Untertitel hat die Verf. schon zu Beginn Stellung in einer hitzigen Diskussion bezogen: Die Dorier haben nichts mit der Zerstörung der mykenischen Paläste zu tun, und ihre Einwanderung in die Peloponnes ist ein historisches, datierbares Ereignis. Man beginnt also die Lektüre gleich mit der Neugier, warum und wie die Verf. zu dieser Einsicht gelangt ist. Die Einleitung führt bewundernswert knapp und präzise in das Problem ein, eine Forderung der Sprachwissenschaft archäologisch zu verifizieren (nach dem Titel wissen wir bereits, daß eine Falsifizierung nicht in Frage kommt). Linguistisch ist die Sprache der Dorier in historischer Zeit ein griechischer Dialekt, der dem Nordwestgriechischen näher steht als dem